

Martin Freund

# Bernsteinjahre

Sechs außergewöhnliche Geschichten



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

[www.medu-verlag.de](http://www.medu-verlag.de)



Martin Freund  
Bernsteinjahre  
Sechs außergewöhnliche Geschichten  
© 2015 MEDU Verlag  
Dreieich bei Frankfurt/M.  
Covermotiv: © Michael Rhys/flickr.com  
Umschlaggestaltung: MEDU Verlag

Printed in EU

ISBN 978-3-938926-80-2

# INHALT

---

**1955**

Die fremde Frau 11

**1985**

Ein echter Freund 53

**1965**

Marionetten 109

**1995**

Die große Reise 155

**1975**

Erste Liebe 199

**2005**

Leere Hände 251



1955



# Schlagzeilen 1955

**17. Januar:** Mit „'Mainz bleibt Mainz' wie es singt und lacht“ wird die erste Karnevalssitzung im bundesdeutschen Fernsehen ausgestrahlt.

**5. März:** Die alliierten Dienststellen in der Bundesrepublik Deutschland werden aufgelöst. Es ist das Ende der Besatzungszeit.

**18. April:** Albert Einstein stirbt.

**11. Juni:** Beim schwersten Unfall in der Geschichte des Motorsports sterben 82 Menschen beim 24-Stunden-Rennen von Le Mans.

**17. Juli:** Im kalifornischen Anaheim eröffnet Walt Disney den ersten ‚Disneyland‘-Vergnügungspark.

**5. August:** Das Volkswagenwerk feiert die Fertigstellung einer Million Fahrzeuge des populären ‚Käfer‘-Modells.

**6. September:** In Istanbul kommt es zu einem Pogrom gegen die dort lebende griechische Minderheit.

**7. September:** Überschwemmungen in Indien hinterlassen fast 45 Millionen Menschen obdachlos.

**8. September:** Bundeskanzler Adenauer bewirkt in Moskau die Freilassung der letzten (rd. 10.000) deutschen Kriegsgefangenen.

**20. September:** Die DDR wird von der Sowjetunion zum ‚souveränen Staat‘ erklärt.

**30. September:** James Dean stirbt bei einem Autounfall in Kalifornien.

**2. Oktober:** ENIAC, ein Universalrechner, der zu den ersten Computern zählt, wird abgeschaltet.

**1. Dezember:** Rosa Parks wird in Montgomery, Alabama verhaftet, weil sich die Afroamerikanerin weigerte, ihren Sitzplatz im Bus für einen männlichen weißen Fahrgast zu räumen.

**23. Dezember:** Das erste Mosaik, eine in der DDR verlegte Comiczeitschrift mit den Digidags als Haupthelden, erscheint.

Den Literaturnobelpreis 1955 erhält Halldór Laxness (1902-1998) „für seine anschauliche Epik, die die große isländische Erzählkunst erneuert“

... Karge Fakten, nüchterne Daten, die eigentlich nichts aussagen über das Leben, wie es sich abgespielt hat in jenem Jahr. Das eine sind Ereignisse, Menschen und deren Spuren, die hängen geblieben sind in der Erinnerung, die ein ganzes Jahrzehnt und die Zeit darüber hinaus prägen sollten. Das andere sind Namen und Informationen, die bereits wenige Monate, nachdem sie in das Bewusstsein gerückt waren, wieder vergessen waren. Namen, Zahlen, Gedankensplitter – und dennoch hat unser Leben so viel mehr ausgemacht ...



# DIE FREMDE FRAU

---

Genau vor zehn Jahren war er gestorben – so empfand es Andreas selbst. Und jetzt, jetzt war er zurückgekehrt.

Das Sterben gab es. Er hatte es gesehen, hatte es gespürt und geschmeckt, gerochen und gehört, hatte es erlebt, an Fremden, Freunden und am eigenen Leib; keiner von ihnen war wiederauferstanden, keiner. Und wenn andere sagten, er solle froh sein, alles überstanden zu haben, den Krieg, die Verletzung, die Gefangenschaft, wenn sie von einem neuen Anfang redeten, dann galt das nicht wirklich ihm, sondern lediglich der Beruhigung ihres eigenen schlechten Gewissens. Doch er nahm ihnen ihr Denken nicht einmal übel; sicherlich hätte er sich an ihrer Stelle nicht anders verhalten.

Alles, was Andreas für sich wollte, was er wirklich wollte und brauchte, war, in Ruhe gelassen zu werden. Zu lange war zu viel Lärm um ihn herum gewesen und zu wenig Stille, zu viel Schmerz und zu wenig Trost.

Es waren die letzten Kriegstage gewesen, die versprengte Truppe, der er angehörte, währte sich fast schon in Sicherheit vor der anrückenden russischen Armee, als es ihn und zwei seiner Kameraden doch noch erwischte. Er hätte nicht einmal sagen können, ob es eine deutsche oder eine feindliche Granate gewesen war, die sie ereilte, auf jeden Fall traf sie, und all seine Hoffnung, die Heimat wiederzusehen, war mit einem grässlichen Knall dahin. Als der Schmerz durch seinen Körper fuhr, glaubte er, sein Leben wäre vorbei.

Wenige Tage vor diesem Ereignis war Andreas zwanzig Jahre alt geworden, doch keiner hatte ans Feiern gedacht, wie auch, wer auch ...

Die Russen waren gründlich gewesen bei der Untersuchung der am Boden liegenden Opfer, und als sie registrierten, dass noch ein Funken Leben in ihm war, nahmen sie ihn mit. Als Andreas wieder zu sich kam, befand er sich bereits in dem Lager, das für die folgenden Jahre sein Lebensmittelpunkt werden sollte. Ein Gefangenenlager wie es viele, viel zu viele gab in diesen Zeiten, mit Bedingungen, über die er später mit niemandem mehr sprechen sollte. Es würde noch über zehn Jahre dauern, bis auch die letzten dieser Gefängnisse geschlossen und die Überlebenden, in Viehwaggons verfrachtet, nach Deutschland überstellt sein würden.

Deutschland: Heimat – Geborgenheit – Trost. Das war es, was Andreas erwartet, was er erhofft, und was ihn am Leben erhalten hatte all die Jahre: Die Sehnsucht nach einem Dasein, das ihm noch nicht einmal vor dem großen Krieg vergönnt gewesen war. Und war es verboten, diese Sehnsucht in sich zu tragen, zu pflegen und zu bewahren? War etwas schlimm daran, Träume zu haben, die für andere das ganz normale Leben darstellen mochten?

Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht wieder dahin zurückzukehren, wo er hergekommen war. Vielleicht hätte er einfach irgendwo anders ein neues Leben beginnen sollen. Doch damals, als er ankam in Deutschland, im Westen, Jahre nach dem Kriegsende, stellte sich ihm diese Frage nicht. Wenn er denn einen Ort wisse, an den er zurückkehren könnte, dann solle er dorthin gehen, zu Verwandten, Freunden, Nachbarn von früher,

so hatte man ihn bestärkt. Das war der Rat aller, mit denen er sprach in jenen Tagen.

Die Erinnerung an seine Kindheit hatte Andreas so gut wie verloren, zu prägend war gewesen, was dieser Zeit folgen sollte. Nur eines war tief in seinem Gedächtnis verwurzelt geblieben: die letzten Jahre seines Vaters und dazu der ewig gleiche Satz der Dorfbewohner, der ihn seit der Rückkehr seines Vaters aus dem Krieg verfolgte: „Ja mei, des is halt da Bua von dem Xaver!“

Und zur Rechtfertigung dieser Aussage wurde dann meistens nachgeschoben, obwohl alle Bewohner des kleinen niederbayrischen Ortes Bescheid wussten darüber: „Da Xaver, der war im großn Griag in Verdeng, drent bei die Franzosen!“

Er, der Sohn, hatte sich darunter nie etwas vorstellen können. ‚Verdeng‘ – das konnte für Andreas alles sein und nichts zugleich, und manchen Nachmittag, wenn er sich vor der Arbeit auf dem kleinen Hof drückte und sich im Unterholz der Wälder, die sich hinter dem elterlichen Gehöft ausdehnten, versteckte, da ersann er sich Geschichten, wundersame Geschichten um dieses Wort. Im Laufe der Zeit war ihm klar geworden, dass es sich bei diesem mysteriösen ‚Verdeng‘ um einen Ort handeln musste, doch was dort mit seinem Vater geschehen war? Zuhause war das Thema tabu, und alle anderen, die er fragte, erwiderten unisono: „Des muast scho dein‘ Vater fragen!“

Sein Vater. Oft hatte Andreas über ihn nachgedacht, als er selbst in Schützengräben lag. In dem furchterregenden Kriegsgetöse um sich herum hatte er von Tag zu Tag besser verstanden, was seinen Vater zu dem gemacht hatte, der er war, als er aus Frankreich zurückkam.

Dass er überhaupt zurückgekehrt war, entgegen aller gebetsmühlenartigen Wiederholungen von Mutter, Tanten und anderen, grenzte an sich schon ein Wunder.

„Mei, Anderl! Dei Vatter kummt ned zruck! Und vielleicht is des a guad so!“, hatten sie tagein, tagaus betont, ob er es hören wollte oder nicht, aber als er dann doch vor der Tür stand, der Vater, da schwiegen sie alle.

Jahrzehnte, nein, ein ganzes Leben später, sollte Andreas also in seine Heimat zurückkehren, hatte man ihm geraten. In eine Heimat, die er nur noch vom Namen her kannte. Doch letztendlich war es gleichgültig, wo er sich wiederfände. Ob noch jemand aus der Familie übrig geblieben war? Im Gegensatz zu seinen Kameraden hatte er es unterlassen, Feldpostbriefe nach Hause zu schreiben. Wem hätte er sie auch schicken sollen? Von seiner Mutter wusste er, dass sie kaum lesen und schreiben konnte und es ihr ein Gräuel war, etwas Geschriebenes in Händen zu halten. Und seine Geschwister? Was gingen die ihn an? Was hätte Andreas ihnen mitzuteilen gehabt? Dass er Sehnsucht nach ihnen hätte, so wie all seine Kameraden sich nach ihren Familien sehnten? Weswegen hätte er lügen sollen? Sie waren die, die ihm am allerwenigsten fehlten! Sollte er von der mangelhaften Ernährung berichten? Wer wusste schon, was die Zuhausegebliebenen zu essen hatten? Von den Schrecken dessen, was er tat und was ihm und seinesgleichen angetan wurde? Wer hätte ihn verstanden? Und wie hätte er das Grauen in Worte fassen sollen?

Ein einziger Brief hatte ihn erreicht von zuhause; ein Brief, in dem er davon in Kenntnis gesetzt wurde, dass die eine Schwester während der Geburt ihres ersten

Kindes verstorben war, dass den Knecht der Schlag gestreift hätte und sein zweitältester Bruder zum Militär befohlen worden war. Das Schreiben war unpersönlich gehalten, so, als hätte die Mutter den Inhalt einem Fremden diktiert – und vermutlich war das auch der Fall gewesen.

Was hätte er darauf antworten sollen? Es kam keine weitere Nachricht, und mit jedem Granateneinschlag, mit jedem Tag an der Front verblasste die Erinnerung an das Land seiner Kindheit Stück für Stück – nur das traurige Gesicht seines Vaters blieb in Andreas haften und der eines Tages an einem Seil hoch über dem Boden baumelnde, leblose Körper.

Sein Vater! An einem Morgen, als er sich auf den Weg in den Wald gemacht hatte, trotz oder wegen des ständigen Jammerns und Klagens seiner Frau, hatte Andreas ihn aufgehalten und gefragt, wo er denn hinginge.

„Ich besuche meine Gedankenkäfer, Anderl!“, hatte der Vater geantwortet.

„Sind das schöne Käfer?“ Diese Frage hatte er gestellt, als der Vater sich bereits abgewandt hatte von seinem Sohn. Und tatsächlich blieb dieser stehen, so als müsse er nachdenken über die Frage, und erwiderte nach einer langen Pause, als der Junge schon nicht mehr geglaubt hatte, eine Antwort zu erhalten: „Nein, Sohn, schön sind sie nicht – aber wichtig für mich. Sie helfen mir, am Leben zu bleiben.“

„Wie können Käfer helfen, am Leben zu bleiben?“

„Das kannst du nicht verstehen! Dafür bist du noch zu jung – und ich hoffe, du wirst sie nie, niemals in deinem Leben benötigen, die Gedankenkäfer!“

Damit war der Vater gegangen, und Andreas hatte seiner Gestalt, diesem spindeldürren, ausgemergelten

Menschen nachgeblickt, bis der dunkle Wald ihn verschluckt hatte.

Damals hatte er befürchtet, der Vater würde nicht mehr zurückkehren, doch sollte es noch eine Zeit dauern, bis er tatsächlich über mehrere Wochen hinweg verschwunden blieb.

Nach seiner Freilassung und Rückkehr nach Westdeutschland hatte man ihm auf dem Amt in einem Ort namens Friedland einen Freifahrtschein für die Eisenbahn in die Hand gedrückt neben dem Geld, das ihm als Soldat und ehemaligem Kriegsgefangenen zugestanden hatte. Mit der Fahrkarte fuhr er erst einmal von Stadt zu Stadt, ohne jedoch irgendwo länger Station zu machen und sich umzusehen, wo er sich befand. Bahnhöfe wurden seine neue Heimat, Bahnhöfe und Eisenbahnwaggons. Kaum einmal wechselte er ein Wort mit jemandem, und wenn er angesprochen wurde, was selten genug vorkam, dann tat er so, als verstünde er sein Gegenüber nicht. Was hätte er auch reden sollen? Das, was ihn bewegte, hätte niemand verstanden, und alles andere war ihm gleichgültig. Wenn jemand wider Erwarten auf eine Antwort drängte, dann bediente er sich der Lagersprache, die er und seine Mitgefangenen sich ausgedacht hatten: ein Kauderwelsch, das ihnen ermöglicht hatte, sich in den Wärtern unverständlichen Worten zu verständigen.

Einmal, ein einziges Mal, bemerkte Andreas das Entsetzen in den Augen eines anderen, der ihn so reden hörte während seiner Irrfahrt durch Deutschland, und dieser Blick allein genügte, dass er sich fortan dieser Sprache nicht mehr bediente.

Er war in Zügen unterwegs, im Zickzack durch das Wirtschaftswunderland Deutschland, von dem er nichts

erwartete und in dem er sich nichts wünschte, außer in Ruhe gelassen zu werden.

Als das Geld in seiner Tasche zur Neige ging, beschloss Andreas tatsächlich, nach Niederbayern zurückzugehen, dorthin, wo er hergekommen war. Er würde sich in die kleine, dunkle Kammer zurückziehen, in der er und seine Geschwister gehaust hatten; alle anderen Räume wollte er denen zugestehen, die es ihm überlassen hatten, für sie in den Krieg zu gehen.

Er hatte genug gesehen von dem Land, das die Schuld trug an seinem verkorksten Leben. Wobei das Land ja nichts für das konnte, was mit ihm geschehen war, die Menschen waren es gewesen. Doch die Schuldigen unter diesen Menschen gab es angeblich nicht mehr, sie waren – allesamt – anscheinend einfach so verschwunden, mir nichts, dir nichts, als hätten sie niemals existiert, als wäre nie etwas gewesen. Wo aber waren sie hin, all die Nazis und Faschisten? Andreas konnte sie nicht mehr entdecken, diejenigen, die die Verantwortung für das trugen, was ihm und Millionen anderen widerfahren war. Und wo waren die, die schweigend alles geduldet hatten, was da vor sich gegangen war? Stattdessen spürte er in den Straßen der Städte, in den Gesichtern der Menschen, dass die Erinnerung an die Gräueltaten aus den Köpfen schwand, und Neubauten verdeckten die vom Krieg geschlagenen Wunden.

Er wollte es sehen, er wollte es fühlen, schmecken und spüren, wie es war, dieses Deutschland, zwanzig Jahre nachdem Hitler und seine Brut damit begonnen hatten, eine ganze Generation, nein, zwei, drei Generationen in den Abgrund zu reißen. Und als er den Willen um sich herum sah, wieder aufzustehen, sich zu befreien von Schuld und Leid, von Ängsten und Schmerz, fragte er

sich, woher all die Menschen ihre Kraft und Zuversicht nahmen.

Am Ende war Andreas sie leid, diese Bilder der wieder heilen Welt, und er sehnte sich geradezu danach, in das kleine, abgelegene Dorf zurückzukehren, von den dortigen Bewohnern gemustert zu werden und sie tuscheln zu hören: „Schaug hi, des is da Bua von dem Xaver, der wo in Verdeng gwesen is. Und der kummt vo de Russn zruck und jetzt zu uns! Wos der woi no bei uns wui? Mir ham doch koan Platz für den, des muas der doch merka, oder? Ja freilich, des muas der merka, und des werd der gspürn, oder mia lassens eam gspürn – wia sein' Vater. Dem ham ma's ja ah zoagt, dass er nimmer daher ghört, wia er so komisch gworn is. Lang hods dauert, aber irgendwann hod ers gspürt, und dann, wira des gspürt ghabt hod, da hoda se aufgehängt im Stadl. Und dann wars wieder guad bei uns, so wia davor, und so wia bis heid, bis sei Bua zruckkema is. Wenn der jetzt an Krawall macht, dann schaug ma, das man glei weidabringen, oder?“

Ja, das war es, wonach er sich sehnte: diese Anfeindungen, dieser derbe Klang der Feigheit und der Angst vor allem, was sie nicht kannten, in dem Dorf, in dem er aufgewachsen war.

Den Ort fand Andreas vor, als wäre die Zeit seit seinem Weggang stillgestanden; rings um den kleinen Bahnhof hatte sich kaum etwas verändert, doch als er die schmale, ungeteerte Straße entlang ging, schweren Schritts, als wären ihm Bleigewichte an die Beine gebunden, da spürte er doch die Veränderungen der vergangenen Jahre. Manche der Bauernhöfe, vor denen noch die Hühner gescharrt hatten, als er ging, und in deren Ställen Kühe und Schweine nach Futter geschrien hatten,



wirkten nun verwaist oder abgewirtschaftet. Andere Höfe waren vollkommen verschwunden, von ihnen waren nichts als riesige, mit Schutt gefüllte Gruben geblieben. Das Wirtshaus am Dorfplatz glich einem halb verfallenen Geisterhaus, im Dach des Rathauses klaffte ein schwarzes Loch und der Kirchturm wies Einschusspuren auf, als wäre der Krieg erst wenige Tage zuvor zu Ende gegangen. Menschen jedoch, Menschen sah er keine.

„Ja“, dachte er, „ja, so soll es sein, so sollte es überall sein in diesem Land! Hier bin ich zuhause, hier fühle ich mich wohl – hier gehöre ich her!“ Und er stieß ein heiseres Lachen aus, das durch die toten Gassen und Straßen hallte und jedem, der es hörte, einen kalten Schauer über den Rücken jagen musste.

Der Sommer war bereits weit fortgeschritten, doch die Felder rings um die Ortschaft schienen in keinem besseren Zustand als die Häuser. Das Korn war nicht geerntet worden und das, was davon übrig war, lag flach auf dem Boden, niedergedrückt von einem nächtlichen Unwetter und aufgrund der Reife nicht fähig, sich noch einmal aufzurichten. Der Geruch von Moder und Fäulnis hing schwer über dem Land. Die Kartoffeläcker waren überwuchert von Wicken, die den Pflanzen die Luft zum Atmen nahmen und unter sich erstickten. Im Westen ging die Sonne unter und färbte die schweren Wolkentürme, die sich im Laufe des Nachmittags aufgebaut hatten, in ein seltsames, unheimliches Violett-Rot.

„Zeit, nach Hause zu kommen“, murmelte Andreas und schlug den Weg in Richtung des etwas abseits gelegenen Hofes ein, der seit Menschengedenken seiner Familie gehörte.

Das elterliche Gehöft fand er verlassen vor, wie so viele andere auch, keine Spuren waren mehr zu finden von denen, die einstmals seit Generationen das Anwesen bewohnt und bewirtschaftet hatten. Er machte sich nicht die Mühe, jemanden im Ort zu fragen, was mit seiner Verwandtschaft geschehen war, wo sie hingegangen waren, seine Brüder, die verbliebene Schwester, seine Mutter – es war ihm egal. Welche Ironie des Schicksals: Er, der Entwurzelte, kehrte dahin zurück, wo die anderen ihre Wurzeln aufgegeben hatten.

Viele Wochen vergingen seit seiner Rückkehr in den kleinen Ort. Dem zu Ende gehenden Sommer folgte ein trüber Herbst und diesem ein kalter Winter. Irgendwann zu Beginn des neuen Jahres stand eines Tages eine fremde Frau auf dem Hof. Ein Blick in ihre bernsteinfarbenen Augen genügte Andreas, um Bescheid zu wissen.

Wer sie war, woher sie kam? Ihm war es gleichgültig. Er hatte Holz aus der Scheune geholt und der kräftige Wind hatte die Haustür zugeschlagen. Um die Türe zu öffnen, hätte er das Holz im Schnee ablegen müssen, also machte er der Fremden gegenüber mit dem Kopf eine entsprechende Geste. Sie öffnete die Tür, betrat das Haus und – blieb.

Irgendwie war es selbstverständlich, dass es so war, und genauso selbstverständlich war es, dass sie die Rolle der Hausfrau übernahm. Schweigend wie er, kalt wie er, tot wie er. Sie kochte für sich und für ihn, er heizte für sich und für sie, und was hätten sie mehr gebraucht? Jeder lebte, so schien es, sein eigenes, dumpfes Leben und profitierte von dem anderen, ohne diesem etwas schuldig zu bleiben. So ging es, bis der Winter etwa Mitte Februar nochmals mit unerbittlicher Härte zuschlug. Die Kälte drang durch alle Fugen und Ritzen des Hau-

ses, jeder Weg hinaus durch die sich türmenden Schneeverwehungen kostete schmerzvolle Überwindung, und war er auch noch so kurz. Die Menschen vergruben sich in ihren Häusern, verschanzten sich hinter den Mauern, ganze Familien lebten wochenlang in einem einzigen Raum, um die Kälte irgendwie zu ertragen.

Ihn schien das nicht zu tangieren, er hatte Schlimmeres erlebt und überlebt in Russland. Er trug das gleiche Hemd, die gleiche Hose wie immer, heizte so viel oder so wenig wie sonst und schien nicht einmal zu registrieren, dass die Fensterscheiben nach und nach von innen zu vereisen begannen. Und sie, die noch immer eine Fremde war? Seine stumme Mitbewohnerin? Sie schwieg, wie seit ihrer Ankunft, schwieg und harrte aus, scheinbar nicht minder emotionslos als ihr stummer Gastgeber. Als die Kälte in ihrer Schlafkammer unerträglich geworden war, blieb sie die Nächte über in der Küche, rollte sich, wie eine Katze, auf dem Boden vor dem Herd zusammen und versuchte so, Schlaf und ein wenig Wärme zu finden.

In der kältesten Nacht des Winters aber, als der gusseiserne Küchenherd keine Wärme mehr abgab, als sie zähneklappernd und mit schmerzenden Gliedern stundenlang wach gelegen war, da hielt sie es nicht mehr aus. Sie stand auf, nahm ihre steifgefrorene Wolldecke und schlich sich zu der Kammer, in der Andreas schlief. Leise öffnete sie die knarrende Tür, hielt den Atem an, versuchte, das Klappern ihrer Zähne, das Knirschen ihrer Kiefer und das Schlottern ihres mageren Körpers zu beherrschen und stand in seinem Raum. Doch Andreas schien tief und fest zu schlafen, schien ihre Nähe nicht wahrzunehmen. Was sollte sie tun? Trotz ihrer Angst vor dem, was geschehen könnte, trat sie an sein Bett. Etwas, nein, alles in ihrem Kopf sträubte sich gegen das,

wonach ihr Körper sich so sehr sehnte: nach Wärme und Geborgenheit. Sie wusste, was es bedeuten konnte, wenn sie diesen Schritt wirklich tat, sie wusste, dass sie noch immer zurückkonnte, dass sie noch immer die Chance hatte, sich wieder in die kalte Küche zurückzuziehen. So hätte sie sich zumindest die Herberge und das Dach über dem Kopf gesichert bis über den Winter hinaus. Doch die Sehnsucht, diese durch Mark und Bein gehende Sehnsucht nach Wärme, nach menschlicher Wärme, brannte wie ein glühendes Feuer in ihr. Sie stand, kämpfte, haderte mit sich, und plötzlich verspürte sie, wie sich ein Laut in ihrer Kehle emporarbeitete, eine nicht zu beherrschende Druckwelle, die ein Ventil, einen Weg hinaus suchte. Es war ein Stöhnen, nein, ein Klagen, nein, ein mit nichts zu beschreibender Laut, der letztendlich aus ihr hervorbrach, unbeherrscht und unbeherrschbar. Als er scheinbar ungehört verklungen war, blieb es für den Bruchteil einer Sekunde still.

„Komm schon, worauf wartest du? Wie lange willst du noch in der Kälte stehen?“

Sie wusste nicht, ob sie seine Stimme jemals zuvor gehört hatte, und wenn, dann hatte sie nie zuvor so sanft, so lockend geklungen. Ihre Knie wurden weich, und mit letzter Kraft schaffte sie es zu dem Bett, dessen Decke Andreas aufgeschlagen hatte, um ihr Platz zu machen neben sich. Und dann umfing sie Wärme.

Lange blieben sie am darauffolgenden Tag in der Geborgenheit des Bettes, nur kurz waren sie nacheinander aufgestanden, um ihre Notdurft zu verrichten. Sie hatte ihnen einen Kanten hart gefrorenen Brotes und einen Krug zu Eis erstarrter Milch ins Bett gebracht, beides verzehrten sie gemeinsam, nachdem sie es zwischen ihren Körpern aufgetaut hatten. Nur widerwillig war An-

dreas später noch einmal aufgestanden und hatte in der Küche Feuer gemacht, damit das Haus nicht vollkommen auskühlte. Nackt war er gegangen, so, als könne ihm die beißende Kälte nichts anhaben, und ohne jegliche Scham. Ihre Augen waren ihm gefolgt und ihr Blick war auf die unzähligen Narben gefallen, teils feuerrot, teils bläulich-violett – die Überreste notdürftig versorgter und schlecht verheilter Kriegswunden.

Wie Ertrinkende klammerten sie sich während der kommenden Tage aneinander und waren dabei so vorsichtig, als sei der jeweils andere ein zerbrechliches Geschöpf. Irgendwann brach auch das Schweigen zwischen ihnen. „Wer bist du?“, fragte er in die Stille hinein.

„Ich bin Olivia“, erwiderte sie, „und du? Wie heißt du?“

„Olivia ... Olivia ... Was für ein seltsamer Name. Woher kommst du?“

„Antwort für Antwort.“

„Ich habe keinen Namen!“

„Ein jeder Mensch hat einen Namen – sogar in Zeiten wie diesen!“

„Ich nicht – nicht mehr. Anderl haben sie mich früher genannt, bevor ich das Dorf verlassen habe. Und dann, dort, wo ich dann war, wurde ich Andreas gerufen – wenn mich jemand bei meinem Vornamen genannt hat. Und heute ... Ich weiß nicht, wie sie mich heute nennen, die im Dorf.“

„Es sind nicht viele, die mit dir reden, oder?“ Seine Antwort war nicht mehr als ein kaum merkliches Kopfschütteln.

„Wie soll ich dich nennen? Anderl oder Andreas?“

„Denk dir einen Namen aus – es ist mir egal. Nur nenn mich nicht bei dem Namen, den ich nicht mehr

habe. Aber du: Wo kommst du her, Olivia? Aus welchem Land?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht? Du musst doch wissen, wo du geboren wurdest! Wo deine Wurzeln sind, egal ob sie dir behagen oder nicht!“

„Es war ein weiter Weg, den ich gehen musste bis hierher, und darüber habe ich vergessen, woher und wohin. So viele Abzweigungen und doch immer geradeaus.“

„Warst du alleine unterwegs?“

„Meinen Vater habe ich niemals gesehen und meine Mutter – sie ging verloren. Oder ich ging verloren, oder wir haben uns verloren ... Es waren so viele Menschen unterwegs, immer und überall, verstehst du? Und doch waren wir alle allein. Jeder für sich, jeder nur für sich.“

Immer und immer wieder schlief sie ein, gehalten von seinen starken Armen, geborgen in der Wärme ihres Lagers, und jedes Mal, wenn sie erwachte, blickte sie in seine klaren, traurigen Augen.

„Schläfst du denn nie?“, murmelte Olivia, ohne mit einer Antwort zu rechnen, und schmiegte sich wieder an Andreas; mit der Kuppe ihres Zeigefingers fuhr sie sanft über die grässlichen Narben, die sich quer über seinen Oberkörper zogen.

„Nein, nie!“, erwiderte er, „Ich habe schon lange nicht mehr geschlafen.“

„Wie lange ist es her? Sag es mir, bitte!“

„Du willst es nicht wirklich wissen, glaube mir. Du würdest für mich verzweifeln.“

„Sag es, sag es einfach.“

„Seit 298 Nächten habe ich nicht mehr geschlafen!“ Ein kurzer Blick genügte ihr, sich jeglichen Kommentars zu enthalten. Er scherzte nicht, so wie er all die

Wochen nicht gescherzt hatte und so wie er auch nicht scherzte, seit sie neben- und miteinander in dem Bett lagen. Stumm nickte sie und strich weiter über die Narben. Alles, was er sagte, war ernst gemeint, es gab kein Schmunzeln, keinen Humor und keine Freude in seiner Stimme. Olivia sah ihm an, dass es keinen Sinn hätte, in dem Moment in ihn dringen zu wollen. Sie wusste, dass er die Wahrheit sprach, und sie wusste, dass die bevorstehende Nacht die 299ste sein würde, während der er wach liegen würde.

„Wenn ich die Augen schließe, um Schlaf zu suchen, dann sehe ich sie vor mir: die zerfetzten Leiber derer, die kurz zuvor noch meine Kameraden gewesen waren, als wir in diese sinnlosen Gemetzel geschickt wurden. Ich vermag nicht zu beurteilen, wer mehr Glück hatte: die, die während dieser Kämpfe gestorben sind oder wir, die wir sie überlebt haben und in Gefangenschaft geraten sind. Denn wenn ich nicht die Bilder der Gefallenen, das Blut, das Grauen vor Augen und ihre Schreie, diese unmenschlichen Schreie, in den Ohren habe während der Nächte, dann bin ich wieder zurück in den Lagern in Sibirien, in denen das zu Eis gewordene Schweigen die vielleicht größte Qual gewesen ist. Wie soll ich mit diesen Bildern schlafen? Weißt du es? Kannst du es mir verraten?“

Für etliche Minuten war es still in der Kammer, selbst der Wind schien sich beruhigt zu haben – doch nur, um kurz darauf mit verstärkter Wucht aufzuheulen und an dem alten, maroden Haus zu zerren und zu ziehen.

„Ich spürte keine Kraft mehr in meinen Muskeln, als ich in dem Zug saß, der mich nach Deutschland zurückgebracht hat, und nicht einmal den winzigsten Funken Glücksgefühls in meinem Kopf. Denn ich wusste, dass

dort niemand ist, der auf mich wartet. Die Kameraden auf dem Feld haben, um sich selbst und die anderen abzulenken, von ihren Familien erzählt, ihren Verlobten oder heimlichen Freundinnen – und wenn es auch nur ein Hund war, nach dem sie Sehnsucht hatten! Sie haben davon gesprochen, haben sich mit ihren Erinnerungen an das, was sie einst besessen hatten, getröstet! Und alles war mehr als das, woran ich mich erinnern konnte: nämlich an meinen tot im Wind hängender Vater.

Als ich damals dieses Haus verlassen habe, da hat mir niemand auch nur eine Träne nachgeweint – und ich den anderen ebenso wenig. Mein Vater war mir wichtig, er, der sich erhängt hat nach seiner Rückkehr aus dem ersten großen Krieg, und meine Mutter, meine Geschwister, das ganze Dorf, sie alle haben ihn dafür verachtet. Aber was haben sie schon von ihm gewusst? Was haben sie schon von dem verstanden, was er erlebt hat? Ich weiß es – heute!

Nein, ich kann die Augen nicht schließen – denn wenn ich es täte, dann müsste ich am nächsten Morgen einen Strick nehmen, so wie mein Vater!“

Es war grabesfinster, als Olivia, diese fremde Frau, ihre Augen wieder aufschlug. Was war das für ein Geräusch, von dem sie geweckt worden war? Als murmelte im Freien jemand vor sich hin. Andreas stand reglos am Fenster und blickte hinaus auf den dunklen Hof. Geräuschlos schlüpfte sie aus dem Bett und stellte sich neben ihn. Fünf, vielleicht sechs gebückte Gestalten schlichen im Kreis über den Platz und flüsterten und zischelten Unverständliches vor sich hin.

„Sieh sie dir an, die alten, bösen Weiber ... Warum können Sie nicht einfach sterben? Verstehst du, was sie



da murmeln? Sie erzählen etwas von einer Hexe, die zurückgekommen sei – meinen sie dich damit? Bist du für sie diese Hexe?“, fragte er, ohne die neben ihm Stehende anzusehen.

Kaum hatte er das Wort ‚Hexe‘ ausgesprochen, erkannte Andreas mit dem ersten Blick hinüber zu Olivia, dass sie sich zu verwandeln begann, und ein Gefühl eisiger Beklemmung befiel ihn. Was ging da vor? Was geschah auf einmal mit ihr, mit ihm, zwischen ihnen beiden?

Die alten Weiber waren verschwunden, so unbemerkt, wie sie gekommen waren, und nichts war mehr zu hören außer ihrer beider Atem. Das sanfte, zerbrechliche Wesen, das zitternd vor seinem Bett gestanden, die Geliebte, die so behutsam mit ihm umgegangen war während ihrer gemeinsamen Stunden, begann sich vor seinen Augen in eine starke, selbstbewusste Frau zu verwandeln. Und gleichzeitig spürte er, dass seine Kraft ihr gegenüber zu schwinden begann. Alpha und Omega. Anfang und Ende. Die Anfangsbuchstaben ihrer beider Vornamen – all das kam Andreas in den Sinn, ohne dass er gewusst hätte, was er mit diesen Gedanken anfangen sollte. Ein Omen? Wofür?

Erst als der Morgen dämmerte, ergriff Olivia wieder das Wort: „Wir haben etwas vor uns, Andreas. Heute noch!“

Er versuchte, sich gegen die Kraft der Frau zu wehren. „Nenn mich nicht so, Olivia!“

„Doch, so nenne ich dich. Das ist dein Name, den dir deine Eltern gegeben haben und auf den du vor Gott getauft wurdest! So wie ich Olivia heiße!“

„Gott! Was willst du denn mit deinem Gott? Wo war er denn, als wir ihn gebraucht hätten? Hat er uns denn beigestanden, als es am Nötigsten gewesen wäre? Hat

er seinem eigenen Sohn geholfen? Sprich nicht von etwas, das nicht existiert!“

Sie blickten sich tief in die Augen, und auf einmal schien Andreas den Halt zu verlieren in der bernsteinfarbenen Grenzenlosigkeit tausender von Sternen, die in Olivias Augen glänzten und funkelten. „Wer bist du, Olivia? Und was willst du wirklich von mir?“

„Wer, willst du, soll ich sein? Und was soll ich von dir wollen?“

Sie stand auf, streifte sich ihre Kleider über und nahm Andreas am Arm. „Komm“, sagte sie, „es wird Zeit!“

„Es wird Zeit? Wofür wird es Zeit?“

„Stell keine Fragen, auf die du selbst die Antworten kennst. Du weißt, wer ich bin – du willst es nur nicht erkennen, noch nicht! Und du weißt, wohin wir gehen und was dir bevorsteht, aber noch verleugnest du es, ist es nicht so?“

Während ihrer Antwort hatte Olivia sich zu ihm umgedreht. Unwillkürlich wich er vor ihrem Blick zurück, bis sie am Fenster standen, das die Aussicht zum Wald freigab, der sich hinter den Feldern erhob wie eine schwarze Mauer.

„Sieh dich um, Andreas. Erinner dich zurück. Ist das der Wald, in den dein Vater ging, wenn er sagte, er müsse zu seinen Gedankenkäfern?“

„Woher weißt du das von meinem Vater, Olivia? Ich habe dir ...“

„Nein, du hast mir kein Wort von deinem Vater und seinen Gedankenkäfern erzählt, obwohl er es verdient hätte, nicht nur tief in dir weiter zu leben. Doch meinst du wirklich, du müsstest mir etwas von dir, von deinem Leben berichten? Irgendetwas? Du bist ein offenes Buch für mich, so wie ich ein Buch mit sieben Siegeln für dich bin und vielleicht für immer bleiben werde. Das hängt

ganz allein von dir ab, von deinem Willen, von deiner Stärke und Ausdauer!“ Sie schickte sich an, die Kammer zu verlassen.

„Zieh dich an – es wird Zeit zu gehen!“

Olivia war zu einem anderen Menschen geworden, als sie an diesem Morgen den Raum verließ, zu einer anderen Frau als der, die Wochen zuvor an seinem Bett gestanden hatte, zitternd, frierend und hoffnungslos. Und er, Andreas, hatte keine Wahl als die, ihr zu folgen.

Die Kälte packte sie mit eiserner Faust, als sie Haus und Hof in Richtung Wald verließen. Olivia, die voranging, schien weder das noch den teils kniehoch angewehten Schnee zu registrieren. Kein einziges Mal blickte sie zurück, um sich zu vergewissern, ob ihr Begleiter ihr folgte und ihrem Tempo gewachsen war. Erst als sie den Waldrand erreicht hatte, blieb sie stehen und sah ungerührt zu, wie Andreas sich durch den Schnee quälte. Der Schweiß auf seiner Stirn und auf seinen Wangen war gefroren und hatte auf seiner Haut eine Kruste gebildet. Als er nahe genug war, ging Olivia auf ihn zu und wischte das Eis mit ihren Händen ab. Zärtlich war die Geste, wie die einer Mutter, und die Wärme der bloßen Hände erstaunte Andreas.

„Kennst du diese Stelle, Andreas? Nein? Erinner dich! Hier ist dein Vater ein jedes Mal stehengeblieben, wenn er nach seinen Stunden im Wald wieder in diese Welt zurückgekehrt ist. Hier hat er sich niedergelassen, auf einem Baumstumpf, der seit Jahrzehnten hier steht und jetzt tief vergraben unter dem Schnee auf das Frühjahr wartet. Hier hat er gesessen und blinzelte ins Licht und darum gekämpft, die Kraft zu finden, um den Weg zurück in seinen Alltag aus Vorwurf und Unverständnis auf sich zu nehmen. Hier, an diesem Ort, hat

er verschüttet, was er gesammelt hatte in seiner alten Milchkanne – siehst du ihn nicht vor dir, deinen Vater mit der Kanne in der Hand? Er hatte sie immer bei sich, wenn er in den Wald aufgebrochen ist, und jedes Mal hast du dich gefragt, was wohl darin gewesen sein mochte, denn er hat sie immer leer nach Hause zurückgebracht. Was hast du dir überlegt, als kleiner Junge, wofür also sollte er sie leer mitnehmen und leer zurückbringen? Du hast gedacht, er hätte etwas für sich dabei, wenn er ging, stimmt 's? Und immer hattest du Angst, dein Vater käme nicht wieder aus dem Wald. Doch er ist wiedergekommen, ein jedes Mal, so schwer es ihm auch fallen mochte. Und weißt du, weswegen er sich ein um 's andere Mal überwunden hat? Wegen dir! Nur wegen dir, seinem geliebten Anderl!

Was aber hatte es mit der Milchkanne auf sich? Ganz einfach: Er hat sie zum Sammeln benötigt! Zum Sammeln und zum Zählen. Von Blaubeeren zum Beispiel im Sommer, von Brombeeren, Pilzen, Kastanien, Bucheckern, Eicheln ... Es war ihm im Grunde genommen völlig egal, was er sammelte, es musste nur aus dem Wald sein und in die Kanne passen – und er musste bis zu einer bestimmten Zahl zählen können damit! Dir die Zahl zu nennen wäre sinnlos, denn sie würde dir nichts sagen – wie könnte sie auch! Es war die Zahl derer, die auf den Schlachtfeldern von Verdun ihr Leben verloren haben! Diese Leben sammelte er auf, ein ums andere Mal, in seiner Kanne, um sie am Ende zu verschütten und somit zu vergeuden, wie der Krieg sie vergeudet hat.

Für sie, für diese Seelen, für diese vergebenen Leben, ist er hinaus in die Wälder gegangen und hat gezählt und gezählt und gezählt – und hat darüber die Bilder vergessen, die sich tief und immer tiefer in sein Gedächtnis und Bewusstsein gegraben hatten, die nicht unschärfer

geworden waren mit den Jahren nach seiner Rückkehr, sondern ganz im Gegenteil, sein Leben immer mehr in Beschlag genommen haben. Ich weiß nicht, ob er jemals die Zahl erreicht hat in seinem Sammeln und Zählen, doch zuzutrauen wäre es ihm gewesen.

Und du, Andreas, tust es ihm in gewisser Weise gleich: Du gehst zwar nicht hinaus in den Wald, um zu zählen, aber auch du versuchst, zu verdrängen, was nicht zu verdrängen ist.

Dein Vater indes brachte den Mut auf und ist einen Schritt weitergegangen: Er, dieser anscheinend so einfältige Mann, hatte eines Tages erkannt, dass das Zählen nichts anderes war als Verdrängen. Dass die Schrecken des Krieges wiederkamen, sobald er den Wald hinter sich ließ. Er hat gespürt, dass es noch etwas anderes geben musste, um sich aus dem Teufelskreis zu befreien, in dem er sich befand, und er hat geahnt, dass dieses Etwas, was auch immer es sein mochte, hier, in diesem Wald verborgen lag.“

„Wer bist du, Olivia?“, wiederholte Andreas seine Frage vom Morgen. Es waren die ersten Worte, die er sprach, seit sie das Haus verlassen hatten. „Und was willst du wirklich von mir? Woher kennst du meinen Vater und seine Geschichte?“

„Du bist nicht hier, um Fragen zu stellen, Andreas, sondern um Entscheidungen zu treffen. Bist du bereit, mit mir zu gehen, dann bedarf es deines absoluten Vertrauens in mich, dann müssen und können die Antworten warten. Entscheidest du dich aber anders, dann ist es ohnehin gleichgültig, wer oder was ich bin, denn dann werde ich dich verlassen, jetzt und hier. Also?“

Ihre großen Augen blickten ihn intensiv an. Er versuchte, sie zu erforschen, doch sie waren zu tief, zu un-

ergründlich, als dass er etwas darin entdeckt hätte, was seine Entscheidung erleichtert hätte.

„Habe ich eine Wahl?“

„Hattest du denn jemals in deinem Leben eine Wahl?“

„Also los!“ Nur mühsam vermochte er das Zähneklappern zu unterdrücken, und er war sich nicht im Klaren darüber, ob es aus der Kälte oder der Anspannung oder gar Angst resultierte.

Olivia nickte kurz und schenkte ihm ein kurzes Lächeln. „Nichts anderes habe ich von dir erwartet. Der Weg wird Schmerzen für dich bedeuten, aber er lohnt es, ihn bis zum Ende zu gehen. Gibst du unterwegs auf, dann hast du nichts erreicht, dann hättest du auch in deiner Hütte zurückbleiben und auf den Tod warten können. Aber ich kann dir nichts versprechen, denn alles, was von nun an geschehen wird, wirst du selbst bestimmen und mit deinen Entscheidungen beeinflussen. Doch glaube mir: Die Alternative, die da hinten liegt“, mit einer kurzen Handbewegung deutete sie in Richtung des Dorfes, „die ist keine!“

Schweigend gingen sie durch den Wald, Stunde um Stunde. Es war düster, die Kälte knackte und knisterte in der Luft. Immer wieder schreckte Andreas aus seinem Trott und seinen Gedanken auf, weil er meinte, Stimmen zu vernehmen, doch Olivia schritt stoisch voran, so, als nähme sie nichts von ihrer Umgebung wahr. Obgleich sie mittlerweile tief in den Wald eingedrungen waren, machte sie keine Anstalten, eine Pause einzulegen. Im Gegenteil: Andreas schien es, als würde seine Führerin ein immer schnelleres Tempo vorlegen, so, als müssten sie ein bestimmtes Ziel zu einer bestimmten Zeit erreicht haben.

„Wie weit gehen wir noch?“, fragte er in die Stille hinein, „Sollten wir nicht langsam umkehren?“

„Umkehren? Wir kehren nicht um, Andreas.“

„Ja aber ...“

„Du willst nicht umkehren, glaube mir, du willst hinter dir lassen, was hinter dir liegt. Ich dachte, wir sind uns einig. Aber gut, wie ich schon sagte: Alles, was hier geschieht, bestimmst du und nur du. Kehre um, wenn du glaubst, das sei der richtige Weg – aber meinst du denn, du findest zurück?“

Olivia hatte Recht! Er war ihr gefolgt, ohne auch nur ein einziges Mal auf die Richtung zu achten. Und selbst wenn er es getan hätte, so wäre es nun, in der rasch zunehmenden Dunkelheit, schier unmöglich gewesen, die Orientierung zu bewahren.

Als sie beinahe vollständig von Finsternis umgeben waren, erreichten die beiden eine Lichtung. Schneewehen türmten sich auf der freien Fläche, doch Olivia schien sich daran nicht zu stören.

„Komm zu mir!“, forderte sie Andreas auf, als sie sich in den Schnee gesetzt hatte, als wäre er ein warmes Bett. „Wir sind weit gegangen. Weiter als ich dir zugetraut hätte. Das ist gut, sehr gut sogar! Hier auf dieser Lichtung sind dein Vater und ich uns zum ersten Mal begegnet. Er war auf der Suche nach den Hunderttausenden von Beeren, die er meinte, sammeln zu müssen, als er soweit in den Wald vorgedrungen war, und ich ... Dein Vater hat sich eingeredet, es wäre Zufall gewesen, dass er zu der Lichtung gekommen sei, ich indes wusste es besser. Es war Sommer, doch die brütende Hitze war nicht weniger unangenehm als die Kälte heute. Abermillionen von Mücken tanzten über dem sumpfigen Boden, wie dichte Nebelschwaden zogen sie umher. Xaver schien es nicht zu berühren, dass sie wie ausgehungert über ihn herfie-

len. Ich glaube, niemand, nicht einmal er selbst, wusste, wie stark er in seinem Innersten eigentlich war. Und doch, oder gerade deswegen, ist es mir nicht gelungen, deinem Vater die Augen für sich selbst zu öffnen.“

Olivia schwieg, hing ihren Gedanken nach, und Andreas sah sie und seinen Vater, den alten, grauen, gebeugten Mann, vor sich, wie sie sich hier auf der Lichtung getroffen haben mochten.

„Hast du Hunger, Andreas? Sicher, ich sehe es dir an.“ Sie grub mit beiden Händen im Schnee, bis ihre Arme weit über die Ellbogen hinaus in dem Weiß verschwanden und sie auf etwas zu stoßen schien. Kurz darauf zog sie einen schwarzen, länglichen Gegenstand hervor.

„Was ist das?“, fragte Andreas, als er ihren zufriedenen Blick erhaschte.

„Das ist unser Abendbrot. Ich kenne keinen Namen dafür, und es schmeckt bitter, aber es gibt uns Kraft und es wärmt, glaube mir. Hier, nimm!“ Sie brach den Gegenstand und hielt ihm die eine Hälfte entgegen. Der Geruch, der von der Bruchstelle ausging, war widerlich. Olivia kaute bereits auf dem ersten Stück, das sie abgebissen hatte, und verzog keine Miene bei dem Geschmack, der ihren Mund und nach und nach ihren ganzen Körper erfüllte. Sie registrierte seinen Widerwillen, bemerkte sein Zögern. „Ob du davon isst, ist, wie alles hier, deine Entscheidung, Andreas, ich habe es dir gesagt. Mir muss es gleichgültig sein, ob du dich überwindest oder nicht, ich darf keinen größeren Einfluss auf dich nehmen, als ich es ohnehin schon tue. Aber ich weiß, dass du möglicherweise die Nacht nicht überstehen wirst ohne das.“

Er hielt sich die Wurzel, oder was immer es sein mochte, an den Mund, doch er konnte nicht. Noch war er nicht so weit, noch war die Not, noch war der Hunger



nicht so groß wie damals, während des Krieges und im Lager, noch die Kälte nicht so unerbittlich, als dass er sich hätte überwinden können.

„Wie du meinst! Wir müssen jetzt schlafen! Morgen haben wir einen langen Tag vor uns. Dann beginnt der Weg – dein Weg – erst richtig! Und du wirst Kraft benötigen, ihn zu bewältigen, glaube mir. Kraft, ihn anzutreten, Kraft, ihn zu gehen und vielleicht noch mehr Kraft, ihn ab einem bestimmten Punkt nicht weiter fortzusetzen.“ Und damit rollte Olivia sich zusammen wie eine Katze.

„Olivia?“, rief er leise, nachdem er etliche Minuten keinen Ton gehört hatte. „Olivia? Bist du noch wach?“ Sie reagierte nicht auf seine Rufe, also ging Andreas hinüber zu ihr. Sie kam ihm nun wieder so mager, so zerbrechlich vor wie in der Nacht, als sie an seinem Bett stand, zähneklappernd und auf die Erlaubnis wartend, unter seine Decke schlüpfen zu dürfen. Der Körper bewegte sich nicht, als er sie sanft berührte. War sie tot? Oder schlief sie nur so fest? Er schüttelte den leblosen Körper, doch sie zeigte keine Reaktion. Es musste irgendetwas in der schwarzen Wurzel gewesen sein, weswegen sie ... Er fasste an ihre Stirn, doch die war warm. Dann nahm er ihre Hand in die seine und schlagartig spürte er die Wärme, die von ihr ausging, die bis in ihn ausstrahlte und begann, seinen ganzen ausgekühlten Leib zu erfassen. Er legte sich neben Olivia und zog ihren schmalen Körper zu sich heran. Wie leicht sie war – und was für eine Wärme ausging von ihr. Doch er konnte keinen Atemzug hören, fühlte keinen Herzschlag, nichts. Sie war tot, so schien es, und doch vollkommen erwärmt. Die Wärme hielt an, die ganze Nacht, und bewahrte ihn so vor dem Erfrierungstod.

Als der Morgen graute, Andreas vermochte noch nicht einmal sagen, von wo die Helligkeit ausgegangen war, da öffnete Olivia die Augen; ihr Herz begann zu schlagen und ihr Atem streifte sein Gesicht. Ohne auch nur einen Moment des Übergangs von Schlaf zum Wachsein zu benötigen, stand sie auf, mechanisch wie eine Marionette an unsichtbaren Schnüren emporgezogen, schüttelte kurz ihre Glieder und wandte sich wortlos um.

„Halt, warte Olivia!“

„Komm, Andreas – und vergiss deine Wurzel nicht!“

„Die Wurzel?“, fragte er, und als Antwort hielt sie das restliche Stück in die Höhe, das sie sich in die Rocktasche gesteckt hatte. Er blickte sich um. Die Kuhle, in der sie beide die Nacht verbracht hatten, war innerhalb der wenigen Minuten, seit Olivia sich erhoben hatte, zu Eis erstarrt. Und plötzlich spürte er, dass es noch kälter geworden war als in den vorangegangenen Tagen.

„Warte, Olivia!“ Schon hatte er sie in dem Zwielflicht fast vollständig aus den Augen verloren. „Warte auf mich, ich komme!“

„Du solltest wissen, Andreas, dass ich nicht auf dich warten kann. Ich habe keine Wahl. Ich habe schon einmal versucht, es dir zu erklären: Alles geschieht, weil du es so willst! Dein Innerstes drängt vorwärts, also muss ich gehen, so wie du dich in der Nacht nach Wärme gesehnt hast, die ich dir gab.“

Damit war sie fast gänzlich verschwunden, und nur noch ihre Stimme war zu vernehmen, die leiser wurde, viel zu schnell viel zu leise. Panik erfasste Andreas. Was sollte er tun? Er hatte die Wurzel noch immer nicht gefunden, und selbst Olivias Spuren schienen sich im Dunst des Morgens gänzlich zu verlieren. Was hatte er für eine Wahl?